

M A R T I N
S I M O N S

BEIFANG



R O M A N

a

aufbau

M A R T I N
S I M O N S

BEIFANG



R O M A N



aufbau

Über das Buch

Beifang: Was ungewollt ins Netz geraten ist, als Abfall zurückgelassen wird, stirbt - oder schwer verletzt überlebt.

Zechensiedlung Beifang am Rande des Ruhrgebiets während der Wirtschaftswunderjahre: Hier lebt der Weltkriegsveteran, Hilfsarbeiter und zwölfwache Vater Winfried Zimmermann ein Leben zwischen Verzweiflung, bitterster Armut und lebensbejahender Anarchie.

Jahrzehnte später macht sich sein Enkel Frank auf Spurensuche: Wer war Winfried? Was trieb ihn an? Und was lebt fort von ihm in seinem Sohn und seinem Enkel? Da zwischen Frank und seinem Vater Schweigen herrscht, entscheidet sich Frank, den Kontakt zu seinen zahlreichen, ihn zum Teil noch unbekanntem Onkeln und Tanten zu suchen, um mit ihnen über die Vergangenheit zu sprechen. Sie alle sind von ihrer elenden und bitterarmen Kindheit in der Enge einer Zechenhaushälfte gezeichnet, vom Aufwachsen mit der vom Schicksal gebrochenen Mutter und dem im Krieg traumatisierten, brutalisierten Vater.

Je mehr sich Frank auf die Ereignisse im Beifang jener Jahre einlässt, desto stärker wird ihm bewusst, welchen großen Schatten seine Herkunft auf die Gegenwart wirft.

Über Martin Simons

Martin Simons, 1973 geboren, lebt mit seiner Familie in Berlin. Er hat Rechtswissenschaft studiert und ist Autor und Herausgeber mehrerer Bücher.

Zuletzt erschien von ihm "Jetzt noch nicht, aber irgendwann schon" (2019).

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Martin Simons

Beifang

Roman

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Zitat

Widmung

Motto

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

Impressum

Wer von diesem Roman begeistert ist, liest auch ...

Vaterschaft ist eine Geschichte, selbst wenn man dies noch so sehr zu vermeiden sucht; eine Geschichte, die nicht nur anderen erzählt, sondern auch von anderen erzählt wird.

JOHN BURNSIDE

Für meinen Vater

Beifang

*Was ungewollt ins Netz geraten ist, als Abfall
zurückgelassen wird, stirbt - oder schwer verletzt überlebt.*

1.

Inzwischen ging es mir schon gar nicht mehr um den Sex. Marie traf ich vor allem, damit ich schweigend mit ihr zusammenlag, versunken im Hier und Jetzt, mein Kopf nahe an ihrem Kopf, in der Strahlung eines fremden, für mich unzugänglichen Bewusstseins. In diese verwunschene Stille hinein schrillte jäh das Telefon.

»Viel zu tun?«

Wie gewöhnlich sprach mein Vater, ohne sich vorzustellen. Wie hätte er sich auch nennen sollen, Vater, Papa, Otto?

»War einiges los.«

»Wann kommst du vorbei?«

»In den Herbstferien, mit Vincent.«

»Du kannst ja auch vorher kommen.«

»Ja - aber warum?«

Ich sollte kommen, stellte sich heraus, um zu entscheiden, was von meinen seit Jahrzehnten auf ihrem Dachboden lagernden Dingen ich in meine Wohnung nehmen wollte, damit sie nicht auf dem Sperrmüll landeten. Meine Eltern hatten ihr Haus verkauft.

Als ich auflegte, bemerkte ich, dass Marie mich ansah.

»Alles in Ordnung?«

Ich machte eine unbestimmte Geste und stellte mich ans Fenster, aus dem der Blick auf eine - der Hinterhof war schmal - vielleicht zehn Meter entfernte, seit einigen Jahren glatt verputzte und hell gestrichene Brandwand ging. Sooft ich zum Fenster hinaussah, war es, als schaute ich in einen ewig wabernden Nebel. Anfangs hatte ich noch versucht, die Aussicht in diese gestaltlose Leere als meditativ zu empfinden und darin ein Geheimnis zu entdecken. Doch leider wurde mir, sooft ich länger aus dem Fenster sah, einfach bloß übel.

Ich legte mich wieder hin. Marie angelte nach dem Päckchen auf dem Nachttisch, und ich betrachtete die zarte Andeutung von Muskulatur unter ihrer glatten Haut. Sie steckte sich eine Zigarette in den Mund, ohne sie anzuzünden. Sie rauchte überhaupt nicht, sie hatte bloß Freude daran, so zu tun, wenn sie bei mir war. Sie probierte dann verschiedene Posen aus, imitierte Gesten aus Filmen oder bekannte Persönlichkeiten. Gerade hielt sie die Zigarette kraftlos zwischen Mittel- und Ringfinger, und ich sagte: *Michel Houellebecq*, woraufhin ihre Augen, ohne dass sich ihr Gesicht sonst veränderte, kurz aufstrahlten.

Ich verstand nicht gleich, warum mich die Nachricht vom Hausverkauf so traf. Eine frühere Freundin war von dem

Verlust des von ihr stets als *Schlumpfhausen* bezeichneten Elternhauses in eine tatsächlich mittelschwere Krise gestürzt worden. Sie hatte Vater und Mutter den Lebensabend auf einer Kanareninsel mit abwechselnd einem Tennisschläger und einem Glas Wein in der Hand durchaus gönnen wollen, doch war sie einfach nicht über den Verlust der Topographie ihrer Kindheit, die verräterisch knarrende Holzterasse, das kleine Guckloch in der Wand zum Zimmer ihrer großen Schwester, die geheime Süßigkeitenschublade in der Garage, die immer volle Vorratskammer mit dem fermentierten Gartengemüse und überhaupt all die Sedimentablagerungen der Kleinfamilienerinnerung, die nur eine Handvoll Menschen erfassen konnte, hinweggekommen. Ich war von ihrer starken, sich über Wochen hinziehenden Trauer so abgestoßen gewesen, dass ich sie schließlich nicht mehr hatte sehen können. Ich hatte in ihrer Anhänglichkeit an ein Haus das Zeichen für einen kleinlichen Egoismus gesehen, der in letzter Konsequenz für den Erhalt des eigenen bequemen Lebensglücks sozusagen über Leichen zu gehen bereit war.

Das war damals vielleicht etwas überspannt gewesen. Aber im Grunde dachte ich noch immer, dass mit solcher Art Sentimentalität etwas Böses begann. Ich jedenfalls war mit achtzehn voller Euphorie bei meinen Eltern ausgezogen und dann viele Jahre nur selten zu Besuch gewesen. Ich

hatte ihr Haus nie auch nur eine Sekunde vermisst. Allerdings war für Vincent das in einer Bergarbeitersiedlung gelegene Zechenhaus der Großeltern mit dem vollgestopften Dachboden, dem unter einer Falltür gelegenen Kohlenkeller und dem an eine wilde Wiese angrenzenden Garten in den vergangenen zwölf Jahren zu seiner zweiten Heimat geworden. Dort hatte er die Erfahrungen machen können, die weder bei seiner Mutter in München noch bei mir in Berlin möglich gewesen waren, hatte er Buden unter Bäumen gebaut, nach Regenwürmern gegraben, Gemüse angepflanzt und beim Ernten und Einkochen von Äpfeln, Birnen und Pflaumen geholfen. Das Großelternhaus war für ihn ein Sehnsuchtsort; nicht zuletzt deswegen, weil wir uns dort, vielleicht nur dort, meistens gut verstanden.

Ich wünschte, Vincent hätte seinem Kindheitsparadies langsam entwachsen können; wobei ich mich durchaus zu meinem Missvergnügen fragen musste, ob diesem Wunsch nicht die gleiche Haltung zugrunde lag, die ich damals meiner um ihr Elternhaus trauernden Freundin vorgeworfen hatte.

Vor der offenen Wohnungstür drückte mir Marie ihre Faust gegen die Brust und winkte im Gehen über die Schulter. Ich war zu abgelenkt, um ihre Unverbindlichkeit als aufgesetzt zu empfinden, und dachte, während ihre Schritte im

Hausflur leiser wurden, dass ich die Entscheidung meiner Eltern letztlich nachvollziehen konnte. Mein Vater hatte sich vor zwei Jahren an einer undurchlässigen Halsschlagader operieren lassen müssen, meine Mutter litt schon wer weiß wie lange still an Rheuma. Haus und Garten wurden für beide zur Belastung. Es war im Grunde bewundernswert, dass sie sich frühzeitig dazu durchringen konnten, ihrem bisherigen Leben zu entsagen und in eine von ihrem bisherigen Haus nur zweihundert Meter entfernte, neu errichtete Anlage mit Eigentumswohnungen für Senioren umzuziehen, wo die Betreuung durch professionelle Kräfte ihrem möglichen Pflegebedarf angepasst werden konnte. Meine Schwester und ich würden uns jedenfalls später einmal nicht mit uneinsichtigen Eltern über die Unterbringung in einem Pflegeheim streiten müssen.

*

Die rote Kiste stand oben auf einem Sperrmüllhaufen. Im ersten Moment glaubte ich an ein Versehen und trug sie in die Garage, wo mein Vater Regale abmontierte.

»Willst du sie wegwerfen?«

»Sie stand dreißig Jahre nur im Schrank.«

Meine Eltern hatten verabredet, ausschließlich Dinge in ihre neue Wohnung mitzunehmen, die sie regelmäßig

benutzten oder die ihnen wirklich etwas bedeuteten. Ich war irritiert, dass das Einzige, was mein Vater von seinem Vater geerbt hatte, nicht dazugehören sollte. Aber ich zögerte, das anzusprechen. Nicht bloß, weil wir miteinander nicht leicht über Gefühle redeten. Es erschien mir vermessen, ihm einen achtlosen Umgang mit einer schuhkartongroßen leeren Holzkiste vorzuwerfen, für die ich nie Interesse gezeigt hatte. Dabei gehörte der Moment vor beinahe dreißig Jahren, als mein Vater mir sein Erbe gezeigt hatte, zu meinen unvergesslichen Erinnerungen.

Damals, ich war vierzehn oder fünfzehn gewesen, hatte er mich an einem Nachmittag in sein sogenanntes Büro im Schuppen gerufen, das tatsächlich eine Art Aufbewahrungsraum für alles gewesen war, was er für zu kostbar gehalten hatte, um es einfach unserem verschwenderischen Zugriff zu überlassen – Briefmarken, Briefumschläge, Ersatzbatterien. Als ich eintrat, lehnte er steif an seinem vor allem von »Auto, Motor und Sport«-Heften bedeckten Schreibtisch, machte einen Schritt zur Seite und gab den Blick auf eine verschrammte Holzkiste mit rostigem Scharnier frei, die dafür gemacht schien, Schrauben und Nägel aufzunehmen.

»Die gehörte deinem Opa«, sagte er, klappte den Deckel auf und zu und sah mich, ganz kurz, aus ungeschützten Augen an.

Ich vermute, er hoffte, ich würde ihn etwas fragen. Aber ich war, daran kann ich mich gut erinnern, viel zu verduzt, weil er das vertrauliche »Opa« für meinen Großvater verwendete. Ich war seinem Vater in den acht Jahren bis zu seinem Tod nur zwei oder drei Mal begegnet, obwohl er die ganze Zeit weniger als einen Kilometer Luftlinie entfernt von uns gewohnt hatte. Wüsste er, ich würde ihn Opa nennen?

Nach einer Weile rang ich mich doch zu einer Frage durch: »War sie schon leer?«

Mein Vater blickte abwechselnd mich und die Kiste an, nickte stumm und strich dabei auf eine Weise über das billige, schlecht gefügte, mit oxsenblutroter Dielenfarbe wie übergossene Holz, die selbst dem Teenager, der ich war, etwas von den Gefühlen vermittelte, die er für seinen Vater gehegt haben musste. Wir verharrten beide noch einen Moment unschlüssig vor seinem Erbe; dann schüttelte mein Vater, fast unmerklich, den Kopf und verstaute die Kiste in einem Schrank.

In den kommenden Jahren hatte ich immer mal wieder darüber nachgedacht, ob mein Vater und ich damals die Chance, endlich über die Vergangenheit zu sprechen, leichtfertig vertan haben könnten. Doch gleichzeitig hatte ich immer angenommen, irgendwann schon zu erfahren, wie es wirklich für ihn gewesen war, im Elend einer engen

Zechenhaushälfte mit elf Geschwistern groß zu werden, von denen ich die Hälfte nie kennengelernt hatte.

Als ich meinem Vater am Tag der Entrümpelung in der bald ausgeräumten Garage gegenüberstand, hielt ich diesen Moment für gekommen. Es konnte kein Zufall sein, dass die Kiste, unübersehbar, oben auf dem Haufen für die Müllabfuhr gelegen hatte.

»Ich habe immer gedacht, dass sie dir wichtig ist.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil du sie mir gezeigt hast, gleich nachdem Hilde sie vorbeigebracht hat.«

»Hilde, was hat die damit zu tun?«

Meine Tante Hilde hatte – ich weiß nicht, woher ich das zu wissen meinte, vermutlich hatte es mir mein Vater erzählt, und nun erzählte ich es ihm – nach dem Tod meines Großvaters dessen wenige Sachen unter Schock an sich genommen, in ihrer Garage untergebracht und dort vergessen – bis ihr der ganze Kram, darunter die rote Kiste, Jahre später beim Ausmisten wieder in die Hände geraten war. In meiner Vorstellung hatte sie mit sich gehadert, ob sie den einst betrunken ihr gegenüber so dahingesagten, also wahrscheinlich nicht einmal ernst gemeinten Letzten Willen ihres Vaters, dass ausgerechnet sein Sohn Otto, mein Vater, die Kiste einmal bekommen soll, einfach weiter ignorieren konnte oder sie den 300 Kilometer langen Hin-

und Rückweg zu uns und die Kosten für das Benzin auf sich nehmen musste. Ich fand es bemerkenswert, dass die Kiste nicht schon damals auf dem Sperrmüll gelandet war.

»Daran Erinnerst du dich?«

»Natürlich.«

»Ich überhaupt nicht.«

Ich verstummte. Erst nach einer Weile fragte ich: »Kann ich sie haben?«

Mein Vater antwortete nicht, bewegte aber seinen Kopf auf eine Weise, die ich als Kopfschütteln deutete. Ich gab auf, weiter zu ihm durchdringen zu wollen, und stellte die Kiste zurück auf den Sperrmüll.

*

Mein Vater wurde seit je einsilbig, sobald das Gespräch auf seine Kindheit kam. Fragte ich ihn direkt – vielleicht zu zaghaft, aber als Sohn fürchtete ich seine Schwäche –, schien ihm mein Interesse zu gefallen. Nur beantwortete er meine Fragen trotzdem nicht. Meistens behauptete er bloß, sich nicht erinnern zu können.

Aber manchmal, immer ungefragt, erinnerte er sich doch. Dann erwähnte er seine chronischen Mittelohrentzündungen, an denen er seine Kindheit hindurch gelitten hatte, ohne sich weiter zu beklagen, nachdem seine Mutter gegen die Schmerzen mit heißem,

langsam ins Ohr getropfeltem Öl vorgegangen war. Oder er sprach von dem unvergesslichen Tag, an dem er, fassungslos beäugt von seinen Geschwistern, als Einziger eine Banane zu essen bekommen hatte, weil er vom Schularzt für gefährlich mangelernährt befunden worden war. Ganz selten erzählte er auch die Geschichte von seinem Blinddarmdurchbruch. Wie mein Großvater morgens von der Zeche nach Hause kam und seinen vor Schmerz brüllenden Sohn auf der Stange eines vom Nachbarn ausgeliehenen Fahrrads ins fünfzehn Kilometer entfernte Krankenhaus fuhr, ihn dort der Obhut der Schwestern und Ärzte überließ und erst eine Woche später, mit dem erneut ausgeborgten Rad, wieder nach Hause holte. Vor jedem Schlagloch ermahnte er den Vierjährigen, die Hand auch ja fest auf die frisch vernähte Narbe zu drücken.

Andere Geschichten als diese kannte ich von ihm nicht. Einmal behauptete mein Onkel Martin auf einer Geburtstagsfeier, mein Vater und er wären als kleine Jungen vom »Alten« mit einem Beil durchs Haus gejagt worden, nachdem sie das Pfand für einige Bierflaschen einkassiert hatten, um sich davon Schokolade zu kaufen. Dabei sei die Schneide des Beils nur um Millimeter am Ohr meines Vaters und seiner Stirn vorbeigesaust und habe die Küchentür gespalten.

Obwohl mein Vater gerade diesem Bruder, der zu wilden Phantastereien neigte, sonst so gut wie in allem widersprach, senkte er bloß den Blick und sagte leise, ein merkwürdiges Grinsen im Gesicht: »Ich erinnere mich nicht.«

Vielleicht erinnerte er sich tatsächlich nicht. Vielleicht schützte sich seine Psyche auch bloß mit einer Art Amnesie. Vielleicht war die Fassade des ungerührten Mannes für sein Selbstbild wichtig. In jedem Fall hatte ich von seinem Schweigen genug. Das Bild von der Kiste auf dem Sperrmüll wirkte in mir nach. Ich wollte endlich herausfinden, was sich in ihrer Leere verbarg. Bevor es zu spät war.

2.

Aber dann wurde es Frühling und Sommer, ohne dass ich etwas unternahm. Es änderte ja nichts, in der Vergangenheit zu wühlen, dachte ich, wenn ich mich um etwas kümmern sollte, dann doch wohl um mein gegenwärtiges Leben, das nicht gerade witzig war. Ein in Paris lebender, inzwischen wohl ehemaliger Freund hatte immer behauptet, die Franzosen wüssten in ihrer Seele, dass das Leben eine Scheiße sei; jedoch verstünden sie sich immerhin darauf, sich mit Essen, Trinken, Sex, ihrer weltweit gerühmten, vielleicht zum Klischee erstarrten, aber gleichwohl noch immer praktizierten Lebensart einigermaßen darüber hinwegzutrusten. Die Deutschen hingegen könnten die Zumutungen der Existenz nur durch Verklärung ertragen, durch Ideologien und Ideale, weshalb sie ja auch Hitler nachgekrochen seien in den Untergang.

Ich weiß nicht, vielleicht hatte er recht. Ich besaß weder Überzeugungen noch Lebenskunst und war, wenn ich Maries Spott glauben konnte, überhaupt unfähig, ein normales Leben zu führen.

Das war aber nicht immer so gewesen. Früher, ich erinnerte mich mit Staunen, war ich nach intensiven Stunden am Schreibtisch stundenlang durch die Stadt

gestreift, damals hatten mich offenbar noch Menschen und Begegnungen interessiert, ich hatte Tennis gespielt, Yoga- und Spanischstunden genommen, war Mitglied in dem Förderverein eines Museums gewesen und hatte mich sogar in einer Stadtteilinitiative engagiert, die geflüchteten Kindern beim Lernen helfen wollte – ohne Erfolg, glaube ich.

Mit all dem hatte ich nach und nach aufgehört. Heute konnte ich ganze Tage mit dem Mobiltelefonspiel *2048*, dem Aufräumen und Putzen meiner Wohnung und dem Anstarren meiner Zimmerdecke verbringen. Meine sogenannte Arbeit bestand seit einigen Jahren darin, als freier Texter Dialoge für Werbefilme zu schreiben, was ich an durchschnittlich 8,4 Tagen im Monat tat und ausreichte, um meine Rechnungen zu bezahlen. Wenn lebendig zu sein bedeutete, von Emotionen und Sensationen durchströmt zu werden, dann war ich eher tot. Es gab Schlimmeres, wusste ich.

Marie war seit dem Anruf meines Vaters sechs Wochen nicht mehr bei mir gewesen, weswegen es in gewisser Weise nur natürlich war, dass sie, als wir wieder Kopf an Kopf nebeneinanderlagen, auf den Verkauf meines Elternhauses zu sprechen kam. Ich erzählte von den wenigen Dingen, die ich vor dem Wegwerfen hatte bewahren wollen, zwei Fotoalben, den Spielzeugcolt und